

Das Kind Gloria

Skizze von Grete Livius

Das Kind Gloria ist zehn Jahre alt. Es sieht aus wie ein schlafziger Junge. Mit langen dünnen Beinen, die nicht den geringsten Anlaß von Baden verraten. Nie weiß Gloria, wohin sie mit ihren Armen soll. Sie sind immer im Weg, am liebsten schwenkt sie sie in der Luft herum. Auch das Gesicht der Neunjährigen ist erfüllt von knabenhaftem Schall. Alles lacht darin: die runden schwarzen Augen, der frische Mund, die blanken Zähne. Das Haar, schwarz, seidig, stets mit Öl und Eidotter gepflegt, trägt Gloria wie ein Paqe. Kurz geschnitten, in die Stirn. Sicher wird das Kind Gloria einmal ein hübsches Mädchen werden.

Doch wenn auch nicht — genug Freier werden sich um ihren Reiz reißen. Das heißt, weniger um den Besitz ihrer selbst, als um den ihrer Mitgift. Denn das Kind Gloria ist eine Millionen-Erbin. Wieviele Millionen es einmal sein werden, läßt sich heute noch gar nicht sagen. Da diese, angelegt in festem und flüssigem Kapital, sich ständig vermehren durch die Arbeit Unzähliger, die hierfür nur geringen Lohn erhalten. Doch von all den Kompliziertheiten, die bereits heute ihre kleine Existenz umgeben, ahnt das Kind Gloria noch nichts. Zwar ist es ein bewußtes, aufgewecktes und anspruchvolles Kind. Zum Beispiel erscheint es ihm selbstverständlich, daß man im Winter in einem herrlichen Palais in der Fifth Avenue in New York wohnt. Daß man im Frühling, begleitet von Mammy, der dicken schwarzen Negerin, einer englischen und einer französischen Erzieherin sowie Mr. Kay, dem Lehrer, an die Riviera reist. Daß man den Sommer am Strand Kaliforniens oder auf irgendeiner Yacht, wo sich alles vor dem Kind Gloria ehrfürchtig verneigt — weil es nämlich die zukünftige Besitzerin dieser und noch vieler anderer Yachten ist — verbringt.

Aber auch im Winter behagt es dem kleinen Mädchen nicht dauernd an derselben Stelle. Es wird dann widerspenstig und ungehorsam. Von einem anderen Kind, das keine Millionenerbin ist, würde man sagen, es sei ungezogen. Von diesem sagt dies keiner. Wenn Gloria schmollt, ruft man den Arzt. Der stellt fest, die Kleine sei nervös. Das beste wäre, mit ihm ins Gebirge zu fahren. Darauf hat Gloria nur geantwortet. Es gibt herrliches Gebirge in Nordamerika. Doch das Kind Gloria will in die Schweiz. In St. Moritz gefallen ihm die Konditoreien so gut, und nirgends läuft es sich besser Schlittschuh als auf dem See vorm Grand Hotel. Dort treffen sich in jedem Winter die reichen und berühmten Leute der ganzen Welt. Sie verbringen den Tag mit Rodeln, Ski- und Schlittschuhlaufen. Wenn die Sonne sinkt, veranstalten sie sogenannte Cocktail-parties, und abends in strengster Exklusivität ihre Gesellschaften. Herren und Damen streifen dann die Sportanzüge ab und erscheinen in Frack und großer Toilette. Es wird vorzüglich gegessen, getrunken, danach getanzt, geraucht, geflirtet. Spät geht man schlafen, doch das schadet nicht. Keiner von diesen

dort muß im Dunkel eines Wintermorgens aufstehen, an die Maschine oder ins Büro gehen. Keiner von diesen dort weiß, was Hungern und Frieren heißt. Sie legen sich nach ihren Amüsements in die wohldurchwärmten Betten eines zentralgeheizten, gutgelüfteten Zimmers. Sie schlafen sich aus, solange wie sie Lust haben. Dann baden sie und lassen sich massieren. Frisch und duftend geht es später in den Frühstücksaal, dort nimmt man einen Lunch, bestehend meist aus Kaffee, Sahne, Eiern, Fleisch, Fisch und Jam, trinkt hinterher ein Glas schlichten Wassers — um seine Sympathie für einfachen Lebensstil zu bekunden — und jetzt folgt das gleiche Programm wie am Tag vorher: Modeln, Ski-, Schlittschuhlaufen etc. Es ist gar nicht einfach, ein solches Leben zu bewältigen. Darum behaupten ja auch die reichen Leute, sie hätten es nicht leicht.

Dort also gefällt es dem Kind Gloria. Man begegnet ihm mit Süße und Freundschaft, man sagt ihm, es sei ein reizendes kleines Mädchen, und da Gloria außer ihrem amerikanischen Englisch auch noch perfekt französisch und deutsch spricht, fühlt sie sich in der internationalen Gesellschaft völlig zu Hause. Leute, die in ihrer Heimat erzählen, jenseits der Grenze wohnen „Feinde“, die auf solche Weise verhindern wollen, daß sich die arbeitenden Menschen aller Länder kennen lernen, verständigen und gegen ihre gemeinsamen Ausbeuter verbinden, fühlen sich selbst nirgends wohler als in den Hallen der großen europäischen Hotels. Sie haben meist von früher Jugend an die Sprachen ihrer „Feinde“ gelernt und reden sie ausgezeichnet. Man stellt wohl gegen seine „Feinde“ Bomben, Gas und Kampfflugzeuge her, doch man diniert mit ihnen in vorbildlicher Einmütigkeit. Bei einem guten Burgunder und dem blauen Rauch eine Havana lassen sich alle Gegensätze — wobei es in diesen Fällen nur um Gegensätze geschäftlicher Art geht — aus der Welt schaffen. Und wenn man gar zum Schluß der Diskussion zwischen eisgefäßigem Martel und brasilianischem Mokka auf die empörende, sich ständig steigende Annahme der Arbeiter im besonderen und des Plebs im allgemeinen zu sprechen kommt — so gibt es weder zwischen dem deutschen Herrn Krupp noch dem französischen Herrn Schneider-Creuzot auch nur die geringste Meinungsverschiedenheit. Die Bourgeoisie aller Länder ist immer international geeinigt, wenn es g e n die Interessen der arbeitenden Bevölkerung in der ganzen Welt geht.

Was weiß das Kind Gloria davon? Nichts. Es reißt ein Kind. Ihm gefällt das Meer im Sommer und der Schnee im Winter. Und im übrigen liebt es niemanden so sehr wie Mammy und Onkel Nop. Mammy, das ist die dicke, pechschwarze Negerin, die Gloria behilft hat, vom Tag ihrer Geburt an. Die den keinen Körper habete und pflegte, die das Kind abends in den Schlaf sang, wenn es weinte, mit den

primitiven und traurigen Liedern ihrer Rasse. Mammy hat Gloria die ersten Schritte gelehrt und das erste Ballen. Sie hat das Fieber vertrieben, wenn die Kinderkrankheiten kamen, sie hat gewacht, unermüdet. Niemals sagt Mammy, wie es Glorias wirkliche Mutter so oft tut: „Ich habe keine Zeit, mein Kind. Geh, spiel mit deinen Puppen“. Mammy hat immer Zeit. Und nichts auf der Welt scheint sie mehr zu interessieren, als die Sorgen dieses kleinen Herzens. Die Negerin Mammy weiß, daß ihre Gloria einmal zu den reichsten Frauen der Welt gehören wird. Aber nicht deshalb liebt dieser schlichte Mensch das kleine Mädchen. Mammy hat Wohnung, Essen und Trinken. Auch ein paar erparte Dollars. Mehr braucht sie nicht. Sie liebt Gloria, weil sie ein eigenes Kind nicht haben konnte. Immer mußte Mammy arbeiten, schwer arbeiten. Da ging das hübsche Jugend schnell vorbei. Kein Mann beehrte Mammy zum Weibe. Und so war es ihr versagt, selbst Mutter zu sein. Alle Güte, die in der dicken, schwarzen Negerin schlummert, alle tief verborgene mütterliche Liebeskraft erhält Gloria nun geschenkt. Instinktiv empfindet das Kind die Echtheit dieses reinen Gefühls, in seiner Anhänglichkeit und seinem unbegrenzten Vertrauen liegt Glorias Dank.

Aber auch Onkel Nop wird stets von dem Kind mit heller Begeisterung empfangen. Onkel Nop ist ebenfalls ganz anders als Papa und Mama, die Großtante und die übrigen Verwandten. Onkel Nop sagt nie: „Guten Tag, mein Kind, wie geht es dir? Machtst du gute Fortschritte bei Mr. Kay?“ Onkel Nop sagt: „Hallo, kleiner Affe, komm in den Garten, wir wollen uns raufen. Bei euch in den Zimmern gefällt's mir nicht. Ich kann nun einmal diese stinkfeierliche Atmosphäre nicht leiden“. Gloria läßt mehr, als daß sie es versteht, was Onkel Nop damit meint. Doch sie folgt ihm freudig. Wunderbar ist es dann draußen. Sie jagen sich und spielen miteinander, ohne Rücksicht auf die kostbaren Blumenbeete, geschaffen zum ästhetischen Anblick, aber nicht, um mit festen Sportschuhen darauf herumzutampeln. „Sollen sie sich doch das Zeug an den Hut stecken“, ruft Onkel Nop unbekümmert, „auf jedes Salatbeet würde ich mehr Mühsicht nehmen, als auf diese überzüchteten Dinger.“ Unnötig zu erwähnen, daß Gloria ganz derselben Ansicht ist. Immer stimmt sie in allem mit Onkel Nop überein. Papa, den sie so selten sieht, würde niemals mit ihr im Garten umherstollen. Er ist stets gemessen — freundlich, und Gloria merkt es wohl — oh, ihr kann niemand etwas vormachen — daß seine Gedanken immer bereits wo anders sind, wenn er mit ihr redet. Papa sieht sehr schön aus. Niemals hat ihn Gloria anders als mit glänzenden Schuhen und korrekt sitzenden Anzügen gesehen. Onkel Nops Schuhe glänzen niemals. Was eine Bügelfalte ist, weiß er höchstens dem Namen nach. Und darum kann ihn auch die ganze Familie nicht

Teiden. Außer Gloria natürlich. Und nur ihretwegen kommt Nop, der arme Schlingel, der zu jener verpönten Seitenlinie des Hauses gehört, die es sich erlaubt, arm zu sein und dennoch zu existieren, in den Palast der Fifth Avenue. Gloria, die so gut aufpaßt, hat schon oft beobachtet, wie Mr. Ray die Nase rümpfte, wenn Onkel Nop mitten in die Schulstunden hineinplagte. Oder wie man beim 5-Uhr-See in der großen Hall, wenn alles schon in dunkler Seide und glitzernden Steinen strahlte — Mama darunter schön wie ein Stern — die Nase rümpfte über Onkel Nops grauen Anzug und seine

edigen Fingernägel. Außer von Gloria wird dieser Onkel, der als Phantast und sogar — man stelle sich vor — als „Sozialist“ in dieser Familie der oberen Behntausend verschrien ist, nur noch von einer Person in dem Fifth-Avenue-Palast geliebt: von Mammy! Gloria, Onkel Nop und Mammy — sie haben stillschweigend ein Bündnis geschlossen. Und Gloria, die dumme, kleine Gloria, die das Leben nicht kennt und nicht weiß, was Besitz imstande ist aus einem Menschen zu machen, glaubt, daß dieses Bündnis halten wird bis in die Ewigkeit.
(Schluß folgt.)

gegeben, die Melodie durch den Kopf, auf die Zunge, an die Lippen, und er mußte sie fest aufeinanderpressen, daß ihm der banale Text nicht herausrutschte. Das fehlte gerade noch! dachte er. Hübsch ist so was! Romantischer Unfug, wenn mal eine Hauptficherung durchbrennt!

Aber es zwängte ihm ganz einfach die Zähne auseinander. Zuerst kam ein sehr verlegenes Lachen und dann: Kennen Sie Puccini?

Von ihr kam nur ein ganz leises, sehr helles Geräusch, ein hörbares Lächeln, und ihre Hand drehte sich unruhig in der seinen. Aber da war der Schrank mit dem Elektrizitätszähler, handfeste praktische und moderne Formen, an denen man sich festhalten konnte.

Nun geben Sie mal her, sagte er mit dem Konfall eines Baulempners. Das rauhe Porzellan der Sicherung war eiskalt.

Seine Finger waren denkbar ungeschickt, als er das alte Gewinde herausschraubte, als er den alten Sicherungsbolzen, aus dem das Drahtfederchen mit einem leisen Klacken auf den Boden fiel, in seine Taschentasche steckte und das Schraubgewinde wieder einzupassen versuchte. In wenig Augenblicken mußte es hell werden.

Er räusperte sich und fragte ins Dunkel: Romische Situation, nicht? Keine Antwort. Er ärgerte, hielt das Schraubgewinde zurück, tastete mit der anderen Hand nach dem Hauptschalter, der noch offen stand und knipste ihn aus. Da fragte sie, und es klang ganz aufgereggt: Was machen Sie denn da, bitte, ja?

Er erschrak, als sei er auf einer unrechten Lat eriappt, und entschuldigte sich fast, als er sagte: Ich muß das doch. Er war ja offen, da hätte ich doch einen Schlag kriegen können!

Um Gotteswillen! rief sie, vergeihen Sie, ich dachte nur . . . ist er jetzt auch gut zu? Kann Ihnen auch bestimmt nichts passieren? Ach, ich hasse diese ganze Technik!

Aber, aber! sagte er. Und plötzlich, ohne jeden Anlaß: Wie, darf man fragen, wie heißen Sie eigentlich?

Aus der Dunkelheit kam das gleiche schnelle helle Lächeln. Und dann, ganz wunderbar klang das, von einer völlig veränderten Stimme gesprochen, die unendlich weich war: Sie dürfen nicht lachen, ja, bitte? Aber ich heiße wirklich Mimi! — Ein schrecklich almodischer Name, nicht wahr? — Ganz so schlimm bin ich immerhin nicht! — Ich bin ja schließlich auch nicht lungentranke! — So, und wenn Sie jetzt fertig sind, dann knippen Sie doch bitte nicht erst an, ja? Sondern gehen wir so zurück, wie wir gekommen sind, ja bitte? Bitte, fragen Sie nicht, tun Sie's, ja? Mir zuliebe? Ich weiß dann schon Bescheid, einfach nach rechts rum drehen, nicht wahr? Da kann mir doch gar nichts passieren! Und haben Sie recht herzlichen Dank — Rodolphe!

Das letzte kam ganz rasch, in dem aufregendsten Mißgeschick von Bärtlichkeit und Spott.

Aus. Vorbei.

Er marschiert mit langen Schritten in Frau Bachmanns möbliertem Zimmer herum und möchte ein paar hundert Kilometer zum Ausschreiten haben. Dann würde die falsche aber wundervolle Melodie, die er flötet und summt, eine grenzenlose Nacht ausfüllen. Wenn er sich das, was geschehen ist, noch ein paar Mal zurückgerufen hat, den Klang ihrer Stimme, ihren Duft in der Dunkelheit, die seltene Form ihrer Augen und alles und jedes dieser kurzen Minu-

Hilferuf von Gegenüber

Von H. G. Schent

Was für eine zarte und wunderbare Geschichte ihm da passiert ist! Sie war ohne Frage romantisch, aber ebenso zweifellos durchaus modern und sachlich und kurz und gut: er geht mit langen Schritten in seinem engen Biercellar von Zimmer auf und ab und weiß nicht, ob er sein Herz beruhigen soll oder immer tiefer in die Verwirrung stoßen, in der er sich so wohlfühlt. Natürlich ist er kein Rodolphe und dies ist nicht Montparnasse, und der billige Lautsprecher quakt ganz ordinäre Tanzmusik, und morgen früh um sieben hat er Assistenzdienst im Strahlenhaus, eine höchst banale Tätigkeit, die nach Aether riecht, — aber er fühlt sich alles in allem ein bißchen à la Puccini, er flötet sogar eine Melodie vor sich hin, die von fern, ganz von weißer an Rodolphes Liebeslied erinnert: Wie eiskalt ist Dein Händchen . . . und nie über die ersten beiden Takte hinauskommt. Aber was tuts, er braucht nicht mehr, um glücklich zu sein, und genießt die Erinnerung an das soeben Geschehene wie den Nachgeschmack des teuersten Weins. Gellingselt hat es. Da war es schon ziemlich spät, zehn Uhr oder drüber, und er sah über seiner Pathologie der inneren Organe. Zweimal hat es jaghaft gellingselt und er hat die Stirn gerunzelt ob der Störung. Die Wirtin war im Kino, so mußte er also höchstselbst an die Tür gehen, obwohl es natürlich nichts für ihn sein würde, sondern irgendjemand, der von Frau Bachmann das Unwahrscheinlichste Geliehenen haben wollte, eine Stange Jint oder ein Tortenmesser.

Mit seiner verdrießlichen Stimme fragte er durch den Türspalt, wer da sei, und beeilte sich hinzuzusehen, Frau Bachmann sei nicht zu Haus.

Da hörte er ein ganz leises, verzagendes Ach, hinter dem eine lange Pause kam. Der Flur war dunkel.

Warum machen Sie denn kein Licht? fragte er, durch die Partheit des Tones milder gestimmt, und räusperte sich, um seine männliche Rauheit zu begründen.

Es geht ja nicht! antwortete die zarte Stimme aus der Finsternis und fügte nach einer weiteren Pausen ziemlich verzweifelt hinzu: Das ist es ja eben . . .

Was ist es ja eben? fragte er, öffnete die Tür weit, daß das Licht auf den Treppenschlur hinausleuchtete, — und sah in dem gelben Schein ein sehr junges, sehr hübsches Fräulein stehen, das ins Licht blinzelte, sich mit einer wunderhübschen ungeschickten Gebärde die Hand vor die Augen hielt und darunter, wie unter einer Maske sagte: Die Sicherung ist kaputt!

Er sagte schlicht: Ach! Mehr brachte er nicht heraus.

Ja, sagte das Fräulein. Eine sanfte und dünne Stimme, wie wenn einer zum ersten Mal mit einem Bogen über eine Geigenfalte streicht. Wunderhübsch! Pause. Darauf faßte nach das Fräulein zuerst und entschuldigte sich: Ich dachte, hier wohnte eine Witwe!

Wohnt sie auch! sagte er. Aber sie ist im Kino.

So? sagte sie und war sehr ungeschlüssig, was nun zu tun sei. Da bekam er endlich den Faden des Gesprächs wieder fest und erkundigte sich mit sachmännlich vertrauensvoller Stimme nach den näheren Umständen der elektrotechnischen Sachlage.

Nach den Details zu schließen, lag sie einfach. Die Hauptsicherung mußte durchgeschlagen sein. Ein lösbares Problem, wenn man eine Ersatzsicherung besaß. Aber besaß man eine?

Zawohl! sagte das Fräulein eifrig und machte ihre linke Hand auf: hier ist sie! Sie sah direkt stolz aus, und ihre Stimme bekam auch ein wenig mehr Kraft, so daß sie noch wunderhübscher klang. Außerdem hatte sie die Maske ihrer rechten Hand von den Augen genommen, und es zeigte sich, daß es ganz besonders schöne Augen waren, braun, seitlich gehoben und dadurch geradezu erotisch.

Und das alles in einer winterlichen Nacht kurz nach zehn Uhr in einem dunklen Treppenhause.

Na also! erwiderte er aufmunternd.

Aber ich weiß doch nicht, was man damit macht! sagt das Fräulein. Wieder eine Pause. Geradezu lächerlich, wo es sich doch um technische Nothilfe handelte. War man modern oder war man etwa von vorgestern? Ja, sagte er mit fester väterlicher Stimme, wo wohnen Sie denn?

Hier! gab sie zur Antwort, indem sie sich in den Hüften drehte und hinter sich wies. Hier gegenüber!

Sieh mal einer an! Nicht zu sagen! So etwas!

Ich bin erst seit dem Fünfzehnten hier eingezogen, erklärte sie. Und dann gesprächiger: Ich glaube, meine Wirtin ist auch im Kino!

Wirtinnen gehen immer ins Kino! sagte er, und dann lachten sie beide zum ersten Mal. Es war aber auch höchste Zeit!

Der Treppenschlur war dunkel, stockfinster, als er die Korridorlür hinter sich subog. Die fremde Wohnung war noch finsterner. Er tappte vorsichtig, steckte die Hände aus und stieß an ihre warme Schulter, die sie unter ihm wegbug. Aber sie jagte im Dunkel: Das kommt davon, wenn man keine Streichhölzer hat! Vielleicht geben Sie mir ihre Hand? Die Hand war eiskalt. Da fuhr ihm, als habe es nun bei ihm selbst Kurzschluß

ten, dann wird er daran gehen, sich auszumalen, was morgen sein wird und übermorgen und in der wunderbaren Zukunft, die auf diese Abendstunde doch kommen muß! Er ist so romantisch, daß er es gar nicht mehr merkt. Er preßt die Finger leidenschaftlich über einen kleinen Gegenstand zur Faust. So trugen in früheren Zeiten die Liebhaber Angebinde ihrer Geliebten bei sich,

ihre Taschentücher, ihre Ringlein, die Schlüssel zu ihrer Kammer.

Aber das, was er jetzt mit seiner Faust umschließt, ist nur eine kleine, weiße, rauhe Porzellanrolle, etwas ungemein Profaisches und Sachliches, ein winziger technischer Bestandteil unseres romantischen Daseins: Es ist die durchgebrannte Sicherung!

Eine Inklinationspartie



Frau Guillotine erzählt

Anekdoten aus der Zeit der französischen Revolution

In den ersten Wochen der großen Revolution in Frankreich war das Abhalten von Bällen aus Sicherheitsgründen verboten. Kaum jedoch wurde diese Verfügung aufgehoben, als eine förmliche Tanzwelt einsetzte. Nach einem zeitgenössischen Bericht wurden 1797 in Paris 600 Ballsäle eröffnet, unter ihnen mehrere, die während des alten Regimes als Klöster gedient hatten. Als eine der vornehmsten Veranstaltungen galt der „Ball der Opfer“, an dem nur jene teilzunehmen berechtigt waren, die mindestens einen Verwandten unter den Guillotinierten hatten. Man ahmte die Festen der Verurteilten nach, trug das Haar im Nacken kurz geschoren und um den Hals, als Schnittlinie des Fallbeiles, einen roten Faden.

Nach seinem Tode ließen selbst seine erbittertesten Gegner Robespierre Gerechtigkeit widerfahren, einer seiner Hauptgegner, Cambon, der an Robespierres Sturz und Verurteilung zum Tode eifrig beigetragen hatte, soll den neunten Thermidor, an dem Robespierre fiel, als Todestag der Freiheit bezeichnet haben. Er sagte: „Wir haben in Wahrheit die Republik getötet, als wir Robespierre zu töten glaubten.“

Danton hat sich wiederholt als weitsichtiger Prophet erwiesen. Als er, zum Tode verurteilt, im Henkerlarren am Hause seines Feindes Robespierre vorbeigeführt wurde, rief er aus: „Du wirst uns nachkommen, dein Haus wird geschleift und auf seine Stelle Salz gestreut werden!“ Als man ihn mit mehreren Riemen am Schafott festbinden wollte, erklärte Danton spöttisch dem Henker: „Ein Riemen genügt, den andern hebt für Robespierre auf!“

Als man Danton riet, sich seiner Gegner im Lager der Revolution zu entledigen, soll er erklärt haben: „Ich will lieber guillotiniert werden als guillotinierten!“ Und als man ihn in Anbetracht seiner gefährlichen Lage zur Flucht riet: „Ja, wenn man sein Vaterland an den Sohlen hinwegtragen könnte.“

Um die völlige Gleichheit aller Staatsbürger auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen, wurde die „Sie“-Anrede durch ein obligatorisches „Du“ ersetzt. In seinem Lustspiele „Die vollkommene Gleichheit“ schreibt Dornay: „Es gibt keine Sie's in der Republik und alle Bürger sind Du's.“

Der Dichter André Chenier, der während der Revolution ergriffen und im Gefängnis Lazare in Paris eingekerkert wurde, entdeckte in der Haft seine dichterische Begabung. Das Gefängnis machte ihn zum Dichter und zum Liebhaber. Er, der bis dahin das Leben eines vornehmen Abaviers geführt hatte, fühlte sich zu einer jungen Gefangenen in Lazare hin-

gezogen, deren Schönheit er in wundervollen Versen besang. Diese junge Gefangene war ein Fräulein von Coligny, die jedoch alles eher als eine unschuldsvolle Blume war. Vielmehr handelte es sich um die Gattin eines Aristokraten, die der Mode der Zeit entsprechend, bereits zahllose Liebesbändel hinter sich hatte und Liebe für den verblendeten Dichter nicht empfand. Es gefiel ihr bloß, in Versen gefeiert zu werden. Nach ihrer Freilassung heiratete sie einen Herrn von Montfond, der wie sie in Lazare eingekerkert worden war und den sie dort kennen gelernt hatte. Der arme Chenier jedoch nahm seine Liebe auf das Schafott mit. Zehn Jahre nach seinem Tode entdeckte man, daß man einen großen Dichter getötet hatte.

Das Gefängnis Lazare war wohl eines der düstersten der Revolution. Vier Stockwerke hoch, feuerten dort die Gefangenen in Zellen, die einen Raubtiergeruch ausströmten, da gründliche Lüftung nicht möglich war. Am Fuße einer Stiege, die zum Hof führte, befand sich eine Klappe oder ein Fallbrett, das einen tiefen Brunnen verdeckte, in den einige Gefangene gestürzt sein sollen, wo sie eines elenden Todes starben. Dieser Ort hieß im Volksmund „Casse-cou“ (Brich den Hals). Aber nicht alle Gefängnisse der Revolution waren so düster. Die Mehrzahl war im Gegenteil oft gut eingerichtet und mit allem Komfort versehen. Oft durften die Gefangenen ihr eigenes Mobiliar mitnehmen, sie verköstigten sich selbst, hielten Gelage ab und empfingen Besuche. Innerhalb der Mauern mancher Gefängnisse durften die Gästlinge schalten, wie sie wollten. Die Geschichtsschreibung hat einwandfrei festgestellt, daß die Erzählungen von den Schrecken der französischen Revolution ins Reich der Fabel gehören.

Als am 27. April 1784 Beaumarchais „Figaros Hochzeit“ in der Comédie française zum erstenmal aufgeführt wurde, ging ein Sturm der Entrüstung durch die Hofkreise. Dort nannte man das Stück „Sturmglöck der Revolution“ und der König rief nach der Privatvorlesung des Stückes aus: „Das ist abscheulich! Das wird niemals gespielt werden! Die Aufführung des Stückes wäre eine gefährliche Inkonsequenz, wenn man nicht zuvor die Bastille niederreißen würde.“ Beaumarchais sagte über diese Intoleranz in Frankreich: „In London herrsche Redefreiheit, in Frankreich ist die Freiheit unter der Presse.“

Als der Philosoph und Weltmann Chamfort von der Zerstörung der Bastille Nachricht erhielt, sagte er lächelnd: „Sie ist heruntergekommen, aber sie ist schöner geworden!“

Die Steine der zerstörten Bastille standen in Paris hoch im Preis. Ein Maurermeister

namens Pallon nahm die Niederlegung des Gebäudes in Nacht und trieb mit dem Material, das als Andenken gekauft wurde, einen schwunghaften Handel. Er nahm eine Reihe von Verkaufsgenten in ganz Frankreich auf, die aus Pastillesteinen verfertigte Bonbonniere, Tintenfüßer usw. anboten. Aus den vorkgefundenen Steinen ließ er Erinnerungsmedaillen anfertigen und wurde so ein reicher Mann. Ludwig.

Wissen Sie schon?

Der Zaai verträgt vom Gift des Wundstarrkrampfes (Tetanus) eine Dosis, die genügen würde, um 8000 Menschen zu töten.

Der Körper des Erwachsenen besteht aus 16 Prozent Skelett, 42 Prozent Muskeln, 19 Prozent Fettgewebe, 7 Prozent Blut und 17 Prozent Drüsen.

Der Wandwurm hat einen stechnadelgroßen Kopf, einen spinfadendähnlichen Hals und je nach dem hundert bis 1209—1300 Glieder, in deren jedem bis zu 50.000 Eier enthalten sein können.

Der eiweißhaltigste Fisch ist der Stockfisch. Er enthält 79,1 Prozent, das Rindfleisch nur 20—35 Prozent.

Ein scharfes Auge kann bei reiner Luft das Licht einer Normalkerze zehn Kilometer weit sehen.

Damen der römischen Halbwelt färbten sich zur Kaiserzeit das Haar blau.

Ein Frauenhaar wächst in einem halben Jahr um sechs Zentimeter.

Der Hüftnerve oder Ischiadicus hat die Stärke eines Fingers. Er ist 11 bis 14 Millimeter breit.

Im Jahre 1343 kamen die ersten Stachelnadeln auf, bis dahin bedienten sich die Damen hölzerner Stifte.

Die Muskulatur des Menschen enthält ein Viertel der gesamten Blutmasse des Körpers.

Der gefährlichste Fisch

Wer würde nicht annehmen, daß der Hai der gefährlichste und gierigste Fisch ist? Und doch überirrt ihn der kleine Pirana, der die süd-amerikanischen Ströme bevölkert, in dieser Hinsicht bei weitem. Die Kiefer dieses Räubers sind mit dichten Reihen dreieckiger Zähne besetzt, die wegen ihrer unglaublichen Schärfe den Eingeborenen ohne weiteres Nachschleifen als Rasiermesser dienen! Meistens treten die Pirana in Schwärmen von vielen Hunderten auf und entvölkern die Flüsse in kurzer Zeit von allen anderen Lebewesen. Eine ungefähre Vorstellung von der Gefährlichkeit dieses Fisches gibt ein Unglücksfall, der im vorigen Jahre passierte. Ein angetrunkenen brasilianischer Soldat stand mit mehreren Kameraden am Ufer und fiel torkelnd ins Wasser. Geistesgegenwärtig warf einer der Anwesenden dem Unglücklichen einen Lasso über den Kopf und zog ihn ans Land. Doch schon war der Körper vollständig zerlegt und nichts konnte den Verarmten vor dem Verbluten retten. Der ganze Vorgang hatte kaum zwei Minuten gedauert. Hat der Pirana übrigens irgendeinen unverdaulichen Gegenstand, etwa einen Knopf oder dergleichen, verschluckt, so stülpt er einfach den Magen durch den Mund nach außen und entleert so den Inhalt ins Wasser.

Weiteres

Die Dame kommt zur Vermieterin: „Ich möchte gern eine Erzieherin für meine Kinder haben.“ — „Aber meine Gnädige“, sagt diese, „wir haben Ihnen doch erst vorige Woche eine besorgt. Ach, richtig, nun erinnere ich mich. Nach dem, was uns diese erzählt hat, brauchen Sie keine Erzieherin, sondern — eine Löwenbändigerin!“

Der junge Chemann beklagt sich ständig bei seinem Schwiegervater über seine Frau. „Recht so“, sagt der Schwiegervater, „komm nur immer zu mir, mein Sohn, wenn sie sich unmöglich benimmt. Und jetzt sage ich dir, wenn ich noch einmal etwas von ihr höre, enterbe ich sie!“ — Und seither hörte er keine Klage mehr . . .

Wo denn sonst? „Was sagen Sie, Sie können schwimmen?! Und wo haben Sie denn das gelernt?“ — „Sie werden lachen, im Wasser.“

Wetteffen. In Daffield, U.S.A., findet ein großes Wetteffen statt. Große Chancen für Mike Butt. Nach Vertilgung einer immense schweren Gerichte bewältigt er auch noch die Schluckkrone, eine mächtige Rubelstuppe. Begeisterte Hurruufe für den Sieger, der im Triumph heimgeführt wird. „Um Gotteswillen, Jungen“, wendet er sich an seine Eskorte, „bloß meiner Alten nichts sagen, sonst gibt sie mir nichts mehr zum Abendbrot!“

Ermäßigter Tarif. Als der Gast das Hotel verließ, drückte er dem Portier ein Fünfkronenstück in die Hand: „Hier, trinken Sie eins auf meine Gesundheit!“ — Der Portier lächelte: „Danke, mein Herr . . . aber soviel ich mich erinnere, haben Sie im vergangenen Jahr ein Zehnkronestück gegeben!“ — „Das stimmt“, meint der Gast, „aber in diesem Jahr ist meine Gesundheit bedeutend besser!“

Ach so? „Ich kann Ihnen die Galerie leider nicht zeigen, weil dort das Tabakrauchen streng verboten ist.“ — Touristin: „Aber wir rauchen ja gar nicht.“ — Fremdenführer: „Nein, aber ich.“

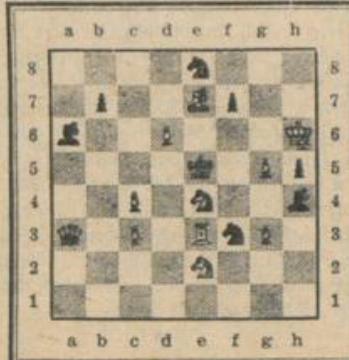
Büfinesh. In der Nähe des Hauptverkehrspunktes einer amerikanischen Stadt geriet ein Ortsfremder beinahe unter die Räder der Straßenbahn und wurde vor Schreck ohnmächtig. Als er die Augen aufschlug, fragte er mit schwacher Stimme: „Wo bin ich?“ Ein Straßenhändler sagte verbindlich: „Wenn Sie das so genau wissen wollen, mein Herr, so kaufen Sie mir den neuesten Stadtplan für 4 Cents ab.“

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 206.
Von Emil Dinnebler, Tetschen.

Schw.: Kc5, Da3, La6, h4, Se8, f3, Bb7, f7, h5. (9)



Weiß: Kh6, Te3, Le7, Se2, e4, Bc3, c4, d6, g3, g5. (10)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 203: Dg7—e7!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Haida; Bittner Richard u. Fuchs Hans, Kleinaugezd; Sperk Richard, Neu-Birkigt; Dinnebler Emil, Tetschen; Ulbert Rudolf, Prosseditz; Blaha Karl, Hofmann Willi, Wabra Oskar, sämtlich Ossek; Hleke Josef, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Lerche Franz, Wolfersdorf; Hyna Josef u. Hyna Franz, Hostomitz; Walter Ludwig, Robek Franz, Schmied Ferdinand, sämtlich Kwitkau; Kraus Gerhard, Turn; Trlitsch Gustav, Wisterschan.

Schachsparte Zuckmantel spielte am Samstag, den 19. Oktober, in Zuckmantel gegen Sobrusan. Dieser Freundschaftswettkampf, welcher an 11 Brettern ausgetragen wurde, endete mit 6½:4½ Punkten für Zuckmantel. Ein schöner Erfolg der Heimischen gegen den Kreismeister Sobrusan, welcher nur mit 2 Ersatzleuten angetreten war.

In Kleinaugezd waren die tschechischen Genossen aus Settenz zu Gäste, welchen es gelang an 8 Brettern den Sieg heimzutragen. Resultat 5:3 Punkte für Settenz.

PARTIE Nr. 64.

Gespielt im Arbeiterschachturnier in Leningrad 1929.

Indisch.

Weiß: Model. Schwarz: Marsky.
1. d2—d4 Sg3—f6
2. Sg1—f3 e7—e6
3. Lc1—g5 Lf8—e7

Bekanntlich ist e7—c5 (nebst Db6) der bessere Zug. Der Textzug war passiv.

4. c2—c4

Dies ist nicht schlecht, doch stärker wäre wohl Sb1—d2!, und falls dann d5, so 5. e3, Sb—d7, 6. Ld3, 0—0, 7. c3 usw. mit gutem Spiel für Weiß.

4. Sf6—e4

Auf d5 folgt 5. Sb1—d2!

5. Lg5×e7 Dd8×e7
6. Dd1—c2

Es wäre auch nichts Besseres bei 6. Sf—d2, 3×d2, 7. S oder D×d2, f5 usw. herausgekommen.

6. f7—f5
7. Sb1—c3 d7—d5

Der Zug ist nicht besonders gut, doch hat Schwarz wenig Auswahl. Ziellos wäre der Ausfall der Dame nach b4, denn Weiß antwortet einfach 8. e3 und dann a3.

8. e2—e3 c7—c6

Richtig war 8. 0—0. Auf den Textzug konnte Weiß antworten: 9. c×d, S×c3! 10. d6!, D×d6, 11. b×c3 mit besserem Spiel.

9. Lf1—d3

Besser wäre jetzt oder im nächsten Zuge Se5.

9. Sb8—d7
10. 0—0 0—0

Besser war Df6, um Se5 zu verhindern.

11. Ta1—d1 Tf8—f6

Jetzt war den letzte Moment für Df6 und g7—g5—g4 mit Spiel auf dem Königsflügel.

12. Sf3—e5 Sd7×e5
13. d4×e5 Tf6—h6
14. Ld3×e4

Zuvor sollte folgen 14. f4, aber nicht 14. f2!, wegen S×c3! 15. D×c3, Dh4; 16. h3, Dg. 3 oder 15. b×c, d×c! 16. L×c4, Dh4!

14. f5×e4
15. f2—f4 Lc8—d7

Wiederum ein schwacher Zug. Richtig war 15. e×f3 e. p.; 16. T×f3 (wenn 16. g×f3 so Dg5+ nebst D×e3), Th5! 17. Td1—f1, Tf5; 18. c×d, T×f3 und 19. e×d.

16. Dc2—b3 Ta3—b3

Es darf nicht b7—b6 geschehen, weil nach 17. c×d, c×d! 18. S×d5, e6×d5; 19. D×d5+ und D×a5 folgt.

17. c4×d5 c8×d5

Nicht e×d5, wie leicht ersichtlich.

18. Sc3—e2

Stellung nach dem 18. Zuge von Weiß:



18. De7—h4?

Es sollte De8! folgen, und Schwarz hätte die Drohung La4, Lb5 und Dh5 mit vorteilhafter Verteidigung.

19. h2—h3 g7—g5
20. f4—f5 e6×f5
21. Se2—d4! Tb8—e8
22. Db3×b7 Ld7—e6
23. Sd4×f5! Le6×f5
24. Tf1×f5 Th6—e6
25. Db7×d5 Kg8—g7
26. Td1—f1 Dh4—h5
27. Dd5—d7+ Te6—e7
28. Dd7—d4 Te7—e6
29. Dd4×a7+ Te8—e7
30. Da7—b8 Te7—e8
31. Db8—c7+ Te6—e7
32. Dc7—d6 Te7—e6
33. Dd6—d7+ Te6—e7
34. Dd7—d4 Te7—e6
35. Tf5—f6 Te6×e5
36. Tf6—f5 Dh5—e2
37. Tf5×e5 Aufgegeben.

Anmerkungen von B. J. Sosin. Die vorzüglichen Anmerkungen zeigen noch besser wie die Partie selbst den soliden russischen Stil.

Entnommen der „D. Arb.-Schach-Z.“, 1929.